Nebraska Staats-Anzeiger

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 17. Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger. No. 40.

Wo ist das Glück?

Eine Erzählung aus dem Leben von E. v. S.

Die folgende kleine Erzählung hat im Juli vorigen Jahres in einem der bekanntesten Bade-Orte ihren Abschluß gefunden. Gräfin W., geborene Prinzessin R., erzählte einem der dort verkehrenden Kurgäste darüber Folgendes:

Um mir eine gute Kammerjungfer zu verschaffen, durchforschte ich vor einigen Jahren den Anzeigentheil einer unserer größeren deutschen Zeitungen. Meine Aufmerksamkeit wurde durch eine Anzeige in französischer Sprache angezogen, in der sich eine Pariserin zur Uebernahme einer Stellung im Auslande erbot.

Der Brief, der meiner Anfrage alsbald folgte, machte mich aus zwei Gründen stutzig: erstens entpuppte sich die Zofe als eine Wittwe mit einem etwa achtjährigen Sohn, zweitens verrieth die Form ihres Briefes einen ungewöhnlichen Bildungsgrad. Zeugnisse waren nicht vorhanden, aber Geschicklichkeit und Eifer für alle in ihr Fach schlagenden Beschäftigungen wurden zugesagt und die außerordentliche Bescheidenheit der Ansprüche rührte mich. Kurz, wir kamen überein, daß Madame probeweise bei mir eintreten und dem sich dazu bereit erklärenden Ortspfarrer einstweilen die Erziehung ihres Sohnes anvertrauen solle.

Einige Wochen später trat die Genannte ihren Dienst bei mir an, und ich kann nur sagen, daß ich in all der Zeit, in welcher sie bei mir weilte, nie meine Wahl bereute. Sie war etwa 26 Jahre alt und von einer ruhigen, würdevollen Haltung, welche unwillkürlich Jedem Achtung einflößte, der in ihre Nähe kam. Sie hielt sich gern allein, und da ich ihr wegen ihrer Unkenntniß im Deutschen erlaubt hatte, die Mahlzeiten auf ihrem Zimmer einzunehmen, so war der Verkehr mit den Dienstboten ein sehr beschränkter. Ihre dienstliche Stellung verkannte sie nie. Sie leistete unaufgefordert mehr, als ich je von irgend einer Kammerjungfer verlangt hatte, beschämte jedes Hausmädchen in der Gründlichkeit, mit der sie sich an allen Hausarbeiten betheiligte, und vernachlässigte darüber keine der Anforderungen ihres eigentlichen Berufes. Nie waren meine Kleider besser in Ordnung, meine Haare besser frisirt, jeder meiner kleinen Wünsche mit mehr Zuvorkommenheit errathen und erfüllt worden, wie jetzt. Madame Moran ersparte mir geradezu das Denken in allem, was Toilettefragen, Gesundheitspflege und Bequemlichkeit betraf.

Der angeborene gute Geschmack der Französin kam dabei nach allen Richtungen zu Tage, und ich wunderte mich oft über ihr feines Verständniß für alle Anforderungen des vornehmen Lebens. Freilich war ihr Bildungsgrad überhaupt ein höherer, als man es bei ihren Standesgenossinnen zu finden gewohnt ist, und das Wenige, was ich über ihre Vergangenheit erfuhr, ließ mich darauf schließen, daß sie vielleicht bessere Zeiten gekannt hatte.

Was war natürlicher, als daß ich mich mit Mme. Moran, wenn die Gelegenheit sich bot, gern unterhielt und auch ihr Vorlese-Talent in Anspruch nahm, wenn längere Leidenszeiten die Schonung meiner Augen verlangten?

Mit der Zeit war mir die Gewandtheit, Aufmerksamkeit und beständige Fürsorge meiner französischen Zofe unentbehrlich geworden, und ich erklärte, mich nie wieder an eine andere persönliche Bedienung gewöhnen zu können.

Aber die Vorsehung hat es anders bestimmt.

Vor etwa zwei Monaten reiste ich zu meinem Bruder, dem Fürsten R. Als ich eines Tages zufällig in sein Arbeitszimmer trat, fand ich ihn in Unterhandlung mit einem französisch sprechenden Herrn. Ich vermuthete einen Weinreisenden, war aber nicht wenig verwundert, als mein Bruder mir denselben als einen französischen Polizei-Commissar vorstellte, welcher beauftragt sei, in seiner Familie nach einer gewissen Baronin Francoise de R. Umschau zu halten, welche angeblich dort als Gesellschafterin angestellt sei.

„Ich glaube bestimmt versichern zu können, daß keine der Damen unseres Hauses eine französische Gesellschafterin sich hält," bemerkte mein Bruder, indem er mich, wie um Bestätigung angehend, ansah.

„Ich bin keine Prinzessin R. mehr," sagte ich, „und ich halte mir auch keine Gesellschafterin, aber eine französische Zofe mit dem Vornamen Francoise steht bei mir in Diensten." Ich mußte selber lachen, wenn ich an meine einfache bescheidene Mme. Moran dachte.

Der Commissar wurde aufmerksam. „Dürfte ich die Frau Gräfin vielleicht bitten, die Kammerfrau einmal kommen zu lassen?"

„Mit Vergnügen," sagte ich und drückte auf die Klingel.

Wenige Minuten später trat Francoise in ihrem einfachen schwarzen Kleide, die weiße Schürze vorgebunden, in das Zimmer. Der Commissar betrachtete sie einige Augenblicke, wie um sie mit der mitgebrachten Personalbeschreibung zu vergleichen, dann sagte er langsam und mit Betonung: „Ich habe den Auftrag, unter den Untergebenen der fürstlichen Familie hier eine Dame aufzusuchen, der auf ihr selbst unbekannte Weise ein großes Vermögen zugefallen ist. Habe ich die Ehre, die Baronin R. vor mir zu sehen?"

Ein leichtes Zittern durchlief ihre Gestalt, aber ohne zu zögern entgegnete sie ruhig und bestimmt: „Ich bin im Dienste der Gräfin W. und heiße Francoise Morau."

Der Commissar, dem die vornehme Haltung der Sprecherin auffallen mochte, blickte einen Augenblick vor sich hin, dann begann er von neuem: „Die Baronin R. hat einen Sohn, kenntlich an einem schwarzen Fleck am Fuße. Dieses Abzeichen muß, falls der Knabe noch lebt, früher oder später jedenfalls zur Entdeckung der Verschollenen führen."

Ich sah, wie sie an der Lehne des vor ihr stehenden Sessels Halt suchte. Sie mit einem Arm stützend, rief ich: „Francoise, Sie haben mir selbst von dem Male an dem Fuße ihres Sohnes erzählt. Warum wollen Sie leugnen, wo das Glück sich vor Ihnen auftut?"

„Ach, kein Glück, kein Glück!" stammelte sie. Dann sank sie ohnmächtig zurück.

* * *

Unsere Muthmaßungen begannen immer festeren Halt zu gewinnen. Das Abzeichen am Fuße des Knaben war gerichtlich untersucht worden und hatte ebenso den eingebrachten Notizen entsprochen, wie alle Personalien der Madame Morau selbst. Francoise Morau, d. h. Baronin R., war, wie mir der Gerichtsbeamte mittheilte, durch die Betheiligung ihres verstorbenen Gatten an einem amerikanischen Actien-Unternehmen in den unerwarteten Besitz mehrerer Millionen Dollars gelangt.

Aber warum vermochte sie nicht des Besitzes sich zu erfreuen, der ihr selbst und dem Sohne, an dem sie zärtlich hing, so glänzende Aussichten eröffnete? Das blieb mir ein Räthsel, bis sie mir ihre französischen Papiere und ihren Erbschaftsschein unterbreitete und damit ihre Identität offen zugab. Ich lud sie ein, in meinem Zimmer Platz zu nehmen und mir etwas über ihren eigenthümlichen Lebensweg mitzutheilen.

Sie blieb eine Weile sinnend und schweigend sitzen. Es wurde ihr offenbar schwer, den Schleier einer Vergangenheit zu lüften, mit der sie für immer abgeschlossen zu haben glaubte. Dann erzählte sie mir wie folgt.

„Ich war das einzige Kind meiner Eltern. Nach ihrem früh erfolgten Tode übernahm eine ältere Schwester meiner Mutter meine Erziehung. Sie war nicht reich, doch von eben so vornehmer Familie wie ich selbst, und da ich auch kein großes Vermögen besaß, so richtete sie ihr Hauptaugenmerk darauf, mir neben meiner aufrichtigen Frömmigkeit auch den Sinn für ernste und nützliche Beschäftigung einzuprägen. So kam es, daß ich mit siebzehn Jahren in Handarbeiten und manchen anderen häuslichen Dingen erfahrener war, als man es sonst bei jungen Damen meines Standes zu finden gewohnt war. Ein Theil unserer Bekannten spottete über die unstandesgemäßen Anforderungen, welche an mich gemacht wurden; die Vernünftigen meinten, man habe es zur Zeit der Revolution erfahren, daß jede Geschicklichkeit dem Menschen ein Mal zum Nutzen gereichen könne.

„Gleich bei meinem ersten Auftreten in der Pariser Welt lernte ich Baron R. kennen, der für eine der „besten Partieen" der Saison galt. Sein Reichthum war trügerisch, wie sich später herausstellte; aber was mich mehr anzog, war sein goldenes Herz, und dieses ist mir bis zu unserer letzten Trennung treu geblieben.

„Kurz ehe ich mein achtzehntes Jahr erreichte, führte er mich als seine Frau heim. Das Leben, welches ich nun zu führen begann, war von der vornehmen Einfachheit, in der ich groß geworden war, sehr verschieden. Mein Mann verlangte von mir, daß ich den alten Glanz seines Hauses würdig vertreten solle, und wer je in Paris gelebt hat, weiß, wie viel dazu gehört, um eine Rolle in den ersten Kreisen der Gesellschaft zu spielen. Wir bewohnten ein Palais in den Champs Elysees, das ganz auf dem Fuße gehalten war, den wir unserer Stellung in der Welt schuldig zu sein glaubten. Die Pferde meines Mannes wurden auf allen Rennplätzen genannt, unsere Equipagen gehörten stets zu den elegantesten, welche sich Nachmittags durch das Bois bewegten; unsere Bälle, unsere Diners wurden unter den glänzendsten in den Zeitungen erwähnt, und es machte mir Vergnügen, mich wegen der Eleganz meiner Toiletten, bewundern, vielleicht sogar beneiden zu lassen.

„Ich war eben sehr jung, sehr unerfahren. Die Atmosphäre heiterer Sorglosigkeit, welche mich umgab, war auch wenig dazu angethan, meinen Sinn dem Ernst des Lebens zuzuwenden. Wie die meisten Mädchen, welche aus einem einfachen Leben plötzlich in glänzende Verhältnisse versetzt werden, war ich geblendet von Luxus und unfähig, mir Rechenschaft über Geld-Fragen zu geben. Mein Mann befürwortete unseren Aufwand auf alle Weise, was ich als ein besonderes Zeichen seiner Liebe für mich hinnahm.

„Ich wußte, daß er an der Börse spielte; aber unbewanderi, wie ich in Geschäftssachen war, hatte ich nie Bedenken über die Schwankungen, denen unser Vermögen dadurch ausgesetzt war. Viele Mitglieder unseres aristokratischen Bekanntenkreises, deren Vermögen eben so gesichert schien, als das unserige, spielten an der Börse ... und konnte ich nicht mit den bisherigen Erfolgen meines Gatten zufrieden sein? Meine Tante warnte zwar wiederholt vor der Speculationswuth, die schon so viel Unsegen über die Familien gebracht habe; doch wie selten zieht die Jugend je aus den Erfahrungen des Alters Nutzen!"

Die Erzählerin schwieg einige Augenblicke; dann fuhr sie, die schönen Augen sinnend zu Boden geheftet, fort: „Sieben Jahre vergingen so im Strudel des Weltlebens; sieben Jahre, in denen ich allen Glanz und alle Genüsse des Lebens kennen gelernt, aber auch erfahren hatte, daß der Reichthum oft nur der goldene Mantel ist, unter dem das Elend der Menschheit sich verbirgt. Es nahten Zeiten, wo die gefurchte Stirne und die wechselnden Stimmungen meines Gatten mir ernstliche Sorgen zu machen begannen, wo ich mich bemühte, ihn durch unseres kleinen Emile und meinen eigenen Frohsinn in eine heitere Stimmung zu versetzen. Der Gedanke, daß ich nicht mehr die Zauberkraft besaß, die sonst jede Wolke von seiner Stirne verscheuchte, machte mich betrübt und mißmuthig.

„Die Erklärung blieb nicht lange aus. Mein armer Mann war gezwungen, mir dieselbe früher zu geben, als er selbst erwartet hatte .... und wie schwer ist sie ihm geworden, ihm, der mir immer nur die Lichtseite des Lebens zu zeigen bemüht war!

„Eines Mittags kehrte er als ein gebrochener Mann von der Börse zurück. Ich sehe ihn noch", fuhr Baronin R. bewegt fort, „wie er seinen Wagen verließ und die Treppe herauf gewankt kam, auf der ich, ihn erwartend, stand. Er starrte mich einen Augenblick wie geistesabwesend an, dann sagte er mit tonloser Stimme: „Komm'!"

„Ich folgte ihm in sein Arbeitszimmer. Er ließ sich in den nächststehenden Sessel fallen, lehnte den Kopf zurück, so daß ich in sein aschfahles Gesicht sehen konnte, rang nach Athem und ließ mich dann das vernichtende Wort vernehmen: „Ich habe alles verloren!"

„Was dieses Geständniß in sich schloß, war ihm klar, mir nicht. Ich verstand, daß die Papiere, in denen mein Mann sein Vermögen angelegt hatte, werthlos geworden seien, daß es vorbei sei mit dem Glanze und Reichthum unseres Hauses, daß wir vielleicht allein auf mein eigenes kleines Vermögen angewiesen sein würden; aber von all' dem Jammer und Elend, das ein solcher Sturz aus der Höhe nach sich zieht, ahnte ich nichts. Ich dachte nicht an die Einmischung der Gerichte, an den Verkauf des Hauses, an die Trennung von allen Gegenständen, die uns lieb und theuer geworden waren. Ich wußte nicht, wie schwer es ist, alle zum Bedürfniß gewordenen Annehmlichkeiten des Lebens aufgeben zu müssen, auf die Stellung zu verzichten, die wir in der Gesellschaft eingenommen haben. Vor allem dachte ich nicht daran, wie der Kummer die Lebenskräfte meines Gatten erschüttern und ihn in langsamem Siechthum dem Grabe zuführen würde."

Die Baronin mußte einen Augenblick innehalten, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Auch ich schwieg, tief ergriffen von ihren Mittheilungen. Nach einer Weile hob sie von neuem an.

„Von dem Jahre, welches dem Zusammenbruche unseres irdischen Glückes folgte, will ich nicht rechten. Es giebt Zeiten, in denen äußere Prüfungen und innere Kämpfe unsere Lebensgeister so aufzehren, daß das Andenken daran nur in dem dumpfen Gefühle fortlebt, Schreckliches erfahren zu haben.

„Als das Jahr herum war, stand ich mit meinem sechsjährigen Knaben allein in der Welt. Mein Gatte war todt, und auch meine Tante, die treue Pflegerin meiner Jugend, war mir durch den Tod entrissen worden. Da ich mein eigenes kleines Vermögen mit in die Masse gegeben hatte, um allen unsern Verpflichtungen nach Möglichkeit nachzukommen, so blieb mir nichts als die geringe Baarschaft, welche mir meine Tante hinterlassen hatte. Sie schien mir gerade genügend, um meinem Sohne eine anständige Erziehung und die Mittel zur Gründung einer Existenz zu geben.

„Wie aber mich selbst mit dem Leben unter ganz neuen und mir fremden Bedingungen abfinden? Die veränderten Verhältnisse hatten mich selbstverständlich meinem frühern Bekanntenkreise entfremdet. Und — war es Stolz, war es die einfache Erkenntniß, daß unser Leben keine gemeinsamen Ziele mehr verfolge — ich war froh über die Einsamkeit, der man mich überließ. Es ist Einigen schwer geworden, mich zu missen. Die Meisten gingen gern der Warnung aus dem Wege, die ihnen mein Schicksal predigte.

„Einige fernstehende Verwandte boten mir ihre Hülfe an. Ich schlug sie aus. Mein einziges Streben war darauf gerichtet, die Spuren meines für die Familie demüthigenden Daseins zu verwischen und in einer neuen Thätigkeit Gesundung für das Weh des vergangenen zu suchen.

„Man wird mich fragen, warum ich nicht eine Stellung auszufüllen getrachtet habe, die mehr meiner Erziehung und meinen seitherigen Lebensgewohnheiten entsprach. Es ist leichter, in einem ganz fremden Lebenskreise, bei anstrengender, körperlicher Arbeit die Enttäuschungen zu vergessen, die uns das Leben gebracht, als in dem Rahmen derselben Existenz, die früher die unsrige war, eine Stellung einzunehmen, die fortwährend Gelegenheit bietet, uns der Vergangenheit zu erinnern und Vergleiche zu ziehen. Außerdem, Frau Gräfin," fügte die Baronin mit einem schwachen Lächeln hinzu, „das Blut der Aristokratin regte sich, trotz allen Schicksalsschlägen, doch noch in mir, und wenn die gröbste Arbeit nicht nicht zu demüthigen vermochte, so hätte es der geringschätzige Blick einer Standesgenossin im täglichen Verkehr gethan."

Ich drückte ihr freundschaftlich die schmale, oft von mir bewunderte Hand. „Aber wie war es möglich, daß Sie sich so schnell und mit solcher Geschicklichkeit in die Ansprüche Ihres erwählten Berufes hineinfanden?" fragte ich theilnehmend.

„Wie gesagt, hatte meine Tante meinem Talent für weibliche Handarbeiten stets ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt," erklärte die Baronin. „Das Fehlende konnte ich in Paris leicht nachholen, und ich benutzte deshalb insgeheim die letzten Monate meines dortigen Aufenthalts, um mich im Schneidern und Frisiren unterrichten zu lassen. Die Handreichungen einer guten Kammerjungfer hatte ich lange genug Gelegenheit gehabt, der meinigen abzusehen. Mit gutem Willen läßt sich außerdem Vieles erreichen, und ich meine, wahre Bildung müsse uns befähigen, auch die geringste Arbeit mit Verständniß auszuführen."

„Das haben Sie jedenfalls bewiesen," sagte ich, fast beschämt all' der Arbeiten gedenkend, deren die gute Seele sich unterzogen hatte.

„Und Sie sind mir immer eine gütige, nachsichtige Herrin gewesen," erwiderte sie mit einem Versuch, meine Hand zu küssen. „Sie haben mich ungetrübt den ganzen Segen empfinden lassen, den Gott auf die Arbeit gelegt, und er hat mir die Gnade geschenkt, meinen bescheidenen Beruf lieb zu gewinnen. Ich habe erkannt, daß es für die Armen nicht nur leichter ist, in das Himmelreich einzugehen, sondern auch in vielen Beziehungen leichter, auf Erden glücklich zu werden. Glücklich," fuhr sie lebhafter fort, „weil anstrengende Thätigkeit von dem Grübeln über unser Schicksal abhält, tausend Versuchungen verscheucht und die innere Befriedigung gewährt, die kein Reichthum zu verschaffen vermag.

Mein Mann machte mir vor seinem Ende Andeutungen über die Möglichkeit, unser Vermögen wieder herzustellen. Wo diese Möglichkeit lag, verrieth er nicht .... vielleicht, um mir eine Enttäuschung zu ersparen. Ich habe nie an diesen Hoffnungen festgehalten .... möchte ihre Erfüllung meinem Kinde zum Segen gereichen! Verstehen Sie jetzt, Frau Gräfin, warum es mir schwer wurde, den Traum des bescheidenen, der Welt fremden Glückes aufzugeben?"

Ich hatte sie verstanden.

Baronin R. wollte, ihren Pflichten bis zum Ende getreu, meinen Dienst nicht verlassen, ehe ich eine Stellvertreterin für sie gefunden. So kam es, daß sie mich noch hierher begleitete. Das peinliche Gefühl, das ich bei ihren Dienstleistungen empfand, wurde aufgewogen durch die Annehmlichkeit und Freude, welche mir die Zeit freundschaftlichen Umganges mit dieser im Unglück erstarkten Seele bereitete.

Vor drei Wochen reiste sie mit ihrem Sohne nach Amerika, um dort ihr glänzendes Erbe in Empfang zu nehmen. Möchte der Reichthum, welcher ihr zugefallen ist, sie nie den Talisman vergessen lassen, den sie in der Arbeit gefunden.

Eine Rettung.

Skizze aus dem Tiroler Bauernleben.

Vor dreihundert Jahren war's, als der Marx Sittich Freiherr v. Wolkenstein auf dem stolzen Schloß Rafenstein saß, wo er seine drei Bände tirolischer Chronik schrieb. Ihm gehörte außer diesem Bergschlosse, dessen mächtige Ruinen noch heute drohend auf Bozen hinabschauen, noch eine ganze Menge anderer fester Sitze und Gehöfte. Darunter auch das dem Rafenstein gegenüberliegende Schloß Wangen, sammt den im Burgfrieden befindlichen Gütern und Bauernhäusern.

Damals nun kaufte ein wackeres Bäuerlein von dem gestrengen Freiherrn in der Nähe dieses Schlosses ein Gehöft, worüber ihm auf einem mächtigen Pergament mit großem Sigul der Verkaufsbrief ausgestellt wurde. Dreihundert Jahre sind darüber hingegangen, die Nachkommen jenes Käufers haben schlecht und recht da oben auf dem Berge gehaust und was da draußen in der Welt vorging, das mag die Bergbäuerlein da oben in ihrer Einsamkeit früher wohl eben so wenig gekümmert haben, wie heute den letzten Nachkommen, den „Hansele", den im Sarnthal wohl Jeder kennt.

Der Hansele ist ein kleines Männlein mit einer scharf gebogenen, echt tirolischen Hakennase. Im Munde das kleine Pfeifel wie festgewachsen und das freundlich schmunzelnde Gesicht mit den vielen Runzeln von spärlichem langen Weißhaar eingerahmt. Er lacht mitunter so pfiffig — aber Du mein Gott, es hilft halt alle Pfiffigkeit nichts, wenn unser Herrgott da oben auf dem Berg nicht regnen läßt! Es war trocken und trocken — und wenn der Hansele in seine „Bergeln" gegangen ist, nach den Trauben zu schauen, da ist ihm wohl das Schmunzeln vergangen.

So ist's aber nicht ein oder zwei Jahre, so ist's mehrere Jahre gegangen. Und wenn draußen schon gar kein Segen auf dem Felde war, desto mehr drinnen im Bauernhaus! Da krabbelten und liefen schon acht Kinder herum — und als der Hansele einmal wieder heimkam, da hatte ihm der Himmel Zwillinge bescheert und nun gab's zehn hungrige kleine Mäuler!

Mit so kleinen Dingern kann man aber keine Hypothekzinsen zahlen und auch im Steueramt wollen sie davon als Zahlung nichts wissen, so konnte denn der Hansele nichts thun, als — schuldig bleiben! Da hatte nun die leibhafte Schwester von des Hansele's Frau eine Hypothek auf dem kleinen Gütel stehen.

Diese Schwester, welche unverheirathet geblieben war und sich in guter Stellung befand, thut „völli' herrisch", so glaubt denn der Hansele, daß sie ihm wohl nicht den Kragen brechen wird, aber — aber! Niemand sonst drängt so stark als gerade sie, und als der Hansele nicht zahlen kann, da — kommt die Advokatenpost. Kurz und gut, eines Tages wird dem Hansele ein Bogen zugestellt — auch schön geschrieben und mit einem großen Sigul — aber es stand etwas ganz anderes drinnen, als was vor dreihundert Jahren der Wolkensteiner dem Hansele seinem Urahn verschrieben hat.

Die zitternden Hände entfernen das Tuch, sie findet den Muth, das Kinderköpfchen ein wenig empor zu heben — Martha's brennender Blick ruht auf den sichtbaren Zeichen, welche den Rücken des Kindes bedecken, diese flammenden Zeichen, die ihre Hand geschlagen.

Das war zu viel für das gequälte Mutterherz. Ein markerschütternder Schrei entringt sich den Lippen der jungen Frau, dann taumelt sie zurück auf das Ruhebett.

„Mamachen, ich hab' Dir 'n Frosch gefangen," sagt da plötzlich eine frische herzige Stimme neben ihr, die in Martha's Ohr klingt, wie die Posaune des jüngsten Gerichts.

Sie schnellt empor, sie wagt ihren Augen nicht zu trauen, und doch steht Märchen neben ihr, stämmig und gesund und nur in den großen, kindlichen Augen haftet ein unkindlicher Ausdruck, eine bange Scheu vor den zornigen Ausbrüchen der „lieben, lieben" Mama.

War das alles wirklich nur ein Traum, oder ist dieses hier Täuschung? —

„O, mein Gott, strafe mich nicht so unerbittlich—!

Sie reißt den Knaben an sich, sie fühlt das lebenswarme Körperchen in ihrem Arm und ein befreiendes herzerschütterndes Aufschluchzen entringt sich ihrer Brust.

Sie faltet vor tiefer Inbrunst die Hände und senkt den schönen Kopf leise auf ihres Kindes Schulter.

„Es war ein Traum, o Gott, wie danke ich Dir! Und nicht umsonst sollst Du mich gemahnt haben! Dies sei das letzte Mal, daß mein Kind mich leidenschaftlich erregt sieht! Ich werde weises Maß zu halten wissen, im Zorn wie in der Freude!"

Martha kennt sich zur Genüge — sie wird die Kraft besitzen, begangenes Unrecht zu sühnen.

Und als nun Märchen, dessen Händen der kleine Grünrock entschlüpft ist, angstvoll zitternd in seiner Furcht vor Strafe auf die „gestrenge" Mama schaut, diese aber liebevoll, durch Thränen lächelnd sagt:

„Wir werden das Fröschlein in ein Glas setzen, Mama thut Steine und Wasser hinein und Papa wird eine kleine Leiter bauen—, dann soll Dein Schützling uns viel gutes Wetter prophezeien" — wie jubelt da der Knabe hell auf vor Lust, das Antlitz der jungen Mutter aber erstrahlet in sonniger Verklärung.

Die Geschichte eines Sonnenschirmes

In seiner Geschichte der Schirme erzählt Octave Uzanne auch die eines schönen grünseidenen Sonnenschirmes aus der Zeit der französischen Restauration. Eines Sommerabends vor mehr als siebzig Jahren saß ein elegantes Paar auf Miethstühlen in den Champs Elysees, beobachtete die Vorübergehenden und erquickte sich an dem schönen Tage. Der Herr hatte das Aussehen eines reichen Kaufmanns, die junge Dame trug kostbare Kleidung und hatte ein sehr anziehendes Aeußere. Als sie aufstanden, um weiter zu gehen, bemerkte der Herr, daß er kein Geld bei sich hatte. Die Vermietherin der Stühle machte einen Heidenlärm und brandmarkte die beiden als Schwindler, bis der Herr, um sie zu beruhigen, den prächtigen grünseidenen und mit Spitzen besetzten Sonnenschirm der Dame nahm und ihn ihr übergab. Er überlieferte der Frau auch einen der gelben Handschuhe seiner Begleiterin mit den Worten: „Behalten Sie diesen Schirm als Pfand für Ihre Forderung, liefern Sie ihn aber unbedingt an Niemand aus, wenn Ihnen dabei nicht der zu diesem Handschuh gehörige andere vorgezeigt wird." Darauf ging er mit der Dame über den Revolutionsplatz und den Boulevard de la Madeleine. Plötzlich begann es zu regnen. Ein freier Wagen kam nicht vorüber. Das Paar flüchtete unter einen Thorweg. Sofort kam der Concierge (etwa Portier) des Hauses heraus und lud sie in sein Zimmer ein. Er brachte Stühle herbei und bot ihnen auch, wenn sie den Regen hier nicht abwarten wollten, seinen guten grünen Serge-Regenschirm an. Der Herr nahm dieses Anerbieten dankend an und setzte mit der Dame seinen Weg unter dem geliehenen Schirme fort. Eine Stunde später brachte ein Livreediener dem zuvorkommenden Concierge seinen Schirm nebst einem Geschenk von einer Anzahl Banknoten und einer Empfehlung vom Herzog von Berry, dem Neffen des Königs zurück. Dann suchte sich der Diener auf den Champs Elysees die unhöfliche Stuhlvermietherin und sagte, indem er einen gelben Handschuh vorwies: „Sie erkennen doch diesen Handschuh, Madame? Hier sind acht Sous, die sendet Ihnen der Herzog von Berry, um den Sonnenschirm der Prinzessin Caroline auszulösen!"

Der Ringfinger.

Warum tragen wir den Ehering auf dem vierten Finger der rechten Hand? Ein Gelehrter gab einst folgende Erklärung: „Anfangs trug männiglich auf beiden Händen Ringe, ohne sonderliche Wahl. Als aber der Luxus aufkam, den Ring mit Edelsteinen und reichen geschnitzten Kameen zu schmücken, trug man ihn nur noch auf der Rechten. Und zum Zwecke der Schonung war es, daß man gerade den vierten Finger wählte. Denn der Daumen ist zu fleißig und wird zu viel gebraucht. Der Zeigefinger ist zu nackt, um als Hort der Kostbarkeiten zu dienen, und genießt den Schutz des Daumens nur bis zum zweiten Glied. Den Mittelfinger und den kleinen wies man als Extreme zurück, da sie zu groß oder zu klein sind. Von allen wählte man als besten den vierten Finger, der nicht nur auf beiden Seiten geschützt ist, sondern auch nie des Schutzes entbehrt, da er sich nur mit den schützenden Fingern zusammen bewegen kann.

Kostbare Säbel.

Vielleicht der kostbarste Säbel, den es überhaupt giebt, ist der des Gaekwar von Baroda. Griff und Gehenk desselben sind mit Rubinen, Diamanten und Smaragden verziert und die Waffe wird auf den Kaufwerth von über vier Millionen Mark geschätzt. Der Schah von Persien besitzt einen Säbel im Werthe von 200,000 Mark. Sein Vater trug ihn bei seinem ersten Besuche in Europa. In Indien giebt es noch mehrere sehr theure Säbel im Besitze von einheimischen Fürsten und auch der Zar und der türkische Sultan sind Eigenthümer solch' kostbarer, mit Edelsteinen reich geschmückten Waffen.

Diplomatisch.

„Ich glaube gar, Du weinst!"

Sie: „Ja, weil Du Dich auf der Straße meiner schämst!"

„Ich? Nanu!"

Sie: „Ja, Du mußt Dich ja schämen, auf der Straße mit einer Frau zu gehen, die einen so unmodernen Hut trägt!"